GESELLSCHAFT

„SAGT IHR JETZT IMMER NOCH ZUM SPASS ‚JUDE‘?“

In Oświęcim, der Stadt, welche die Nazis Auschwitz nannten, steht eine Jugend herberge. Jedes Jahr kommen 5500 meist junge Menschen. Sie feiern hier, sie trauern hier – und sie sollen lernen, das Erinnern nicht zu vergessen

Von Jonah Lemm; Fotos: Aliona Kardash

Eine Schülerin sagt: „So krass, wir gehen jetzt einfach durch ein Tor, hinter dem so viele Leben zerstört wurden“

Tischkicker vor SS-Runen: Die Bilder im Hintergrund stammen aus einem Kunstprojekt der Jugendherberge

Eine alte Frau betritt eine Jugendherberge. Es ist November, ein Nieselregenmorgen im Süden Polens. Ein grauer VW-Bus hat die Frau, 89 Jahre alt, vor ihrer Wohnung abgeholt und hergebracht, sie saß auf dem Beifahrersitz, eine Dreiviertelstunde lang. Mit dem Chauffeur hat sie über die Medikamente gesprochen, die sie nehmen muss seit ihrem Herzinfarkt vor drei Jahren. Die letzten Meter, vom Parkplatz zum Eingang, hat er sie gestützt, ihre kleine Lederhandtasche getragen, in der schwarz-weiße Familienfotos stecken und ein rotes dreieckiges Stück Stoff, darauf die Nummer, 85282. Die Glastür geht vor ihnen auf.

Im Foyer wartet eine Mitarbeiterin, die Hand zur Begrüßung ausgestreckt. Sie sagt: „Dzień dobry!“ Guten Tag. Und: „Wie elegant Sie aussehen!“ Die alte Frau, im blauen Mantel, in weißer Bluse und schwarzem Rock, lächelt und sagt: „Ich habe so lange überlegt, was ich heute anziehen soll!“

Drei Mädchen, bauchfreie T-Shirts, weiße Turnschuhe und offene Haare, teenagern vorbei, bleiben stehen. Eins versucht zu flüstern: „Guckt mal, da ist sie!“

Die alte Frau atmet laut und langsam, geht weiter, über braunen Fliesenboden, in die Eingangshalle. Sie setzt sich auf einen Holzstuhl, dahinter die zusammengeklappte Tischtennisplatte. Davor 77 Jugendliche. Manche gähnen, manche starren in ihr Handy, manche tragen Jogginghose und Badelatschen.

Die alte Frau beginnt zu sprechen, mit leiser Stimme, in ein Mikrofon, auf Polnisch, eine Dolmetscherin übersetzt. „Danke“, sagt die Frau, „dass ihr gekommen seid, um meine Geschichte zu hören, obwohl sie nicht so nett ist.“

Ihre Geschichte beginnt vor 78 Jahren, im Sommer 1944. Sie handelt von Bomben, die in Nachbarhäusern einschlagen, von Hinrichtungen und Vergewaltigungen auf den Straßen ihrer Heimatstadt. Sie handelt von ihrem kleinen Bruder, mit dem sie sich in einer Leichenhalle versteckte und von einer Zugfahrt in einem fensterlosen Waggon, so voll mit Menschen, dass alle stehen mussten, einer Zugfahrt, an deren Ende ihr Vater schrie: „Gott, wo haben sie uns hingebracht?“ Die alte Frau sagt, sie habe damals nur den Namen des Ortes gesehen.

Auschwitz.

Es gibt viele Geschichten über Auschwitz, und doch kann man Auschwitz kaum beschreiben. Es gibt keinen Superlativ, der dem Horror dieses Ortes gerecht wird. Mehr als 1,1 Millionen Menschen wurden hier von den Nazis gequält, gefoltert und ermordet. Überlebende nannten Auschwitz das Ende der Menschlichkeit, Politiker nannten Auschwitz den schlimmsten Zivilisationsbruch der Menschheitsgeschichte, Medien nannten Auschwitz eine industrielle Vernichtungsmaschinerie unvorstellbaren Ausmaßes. Wie soll sich das ein 15-Jähriger vorstellen?

In Oświęcim gibt es eine einzige Jugendherberge, 40 Zimmer und 115 Betten, rote Dachziegel und weiße Fassade. Vor 36 Jahren wurde sie eröffnet, fast jede deutsche Gruppe, die länger als einen Tag in Oświęcim blieb, hat seitdem dort übernachtet.

Die Jugendherberge heißt Internationale Jugendbegegnungsstätte. In diesem Text soll es um sie gehen und um die Menschen, die dort aufeinandertreffen. Um die Ju-

ZDZISŁAWA WŁODARCZYK
Auschwitz-Überlebende

„ICH BIN EINE WARNUNG FÜR EUCH“

gendlichen, die dort übernachten. Um die Mitarbeiter, die dort arbeiten, gegen das Vergessen oder den Dreck auf den roten Linoleumböden. Um die alte Frau, die sie dort besucht, an einem Nieselregenmorgen im November.

Und schließlich um die Frage: Wie verhindert man, dass Erinnerung vergeht, wie die Jahre vergehen, die sich zwischen die Vergangenheit und die Gegenwart geschoben haben?

Zwei Tage zuvor. Till und Martha sind ein Paar, seit zwei Monaten schon. Sie stehen nebeneinander, wie nur 15-Jährige nebeneinanderstehen können. Sie, die Nägel rot, hält seine Hand, sie hat darauf mit Filzstift ein Herz gemalt.

Martha weint. Hinter ihnen liegt Block 18, das Toilettenhaus. Gerade sind sie an den Haaren vorbeigekommen, die den Häftlingen abgeschnitten worden waren, zwei Tonnen, ausgestellt hinter einer Glasscheibe, und sie sind an den Schuhen vorbeigekommen, die den Häftlingen abgenommen wurden, aufgeschichtet zu einem Berg, höher, als jede 15-Jährige groß ist.

Till drückt Marthas Stirn an seine Brust, streichelt ihr über den Kopf. Ein Junge stellt sich dazu. Er sagt: „Mir ist kalt.“ Till sagt: „Digga, die sind hier damals in Pyjamas durchgelaufen, und du heulst rum?“

Sie kommen aus Leipzig, Johannes-Kepler-Schule, Klasse 10. Sie werden fünf Tage bleiben und vier Nächte, Montag bis Freitag, zusammen mit Jugendlichen von vier anderen Schulen aus Sachsen. Sie schauen sich das Stammlager an, dazu Auschwitz-Birkenau sowie die Stadt Oświęcim, in der heute 40 000 Menschen leben.

Sie konnten sich für die Fahrt, organisiert von der Evangelischen Jugend, über ihre Lehrer anmelden, manche hatten schon im Geschichtsunterricht über die NS-Zeit gesprochen, manche haben das Tagebuch der Anne Frank gelesen. Tim, stellvertretender Schülersprecher, sagt, er wollte unbedingt mitkommen, weil seine Schwester auch schon einmal hier war, und das sei „megakrass“ gewesen.

Zurück in der Herberge, sitzen sie zu acht um einen Holztisch in der Kantine. Besteck klirrt, Stühle quietschen, runde Lampen werfen weißes Licht an die Decke. Mittagessen, Kasselerbraten mit Sauerkraut.

Tim sagt: „Ich fand das mit den Schuhen schon heftig.“ Joel sagt: „Aber ich dachte, das wird härter. Das war interessant und so, klar, aber hat mich jetzt emotional nicht so mitgenommen, weißt du.“ Seine Freundin Johanna sagt: „Du willst das nur nicht zugeben, weil du ein Junge bist und weil Jungs denken, sie dürften nicht traurig sein.“

Nach dem Essen treffen sie sich in der Bibliothek des Hauses, in den Regalen weiße und schwarze Einbände, Bücher von Überlebenden. „Ist das ein Mensch?“ von Primo Levi, „Wir leben trotzdem“ von Esther Bejarano. Die Jugendlichen sollen auf gelbe und rote Zettel schreiben, welches Wort ihnen als Erstes zu Auschwitz einfällt. Sie schreiben: „bedrückend“, „Leid“, „unfair“, „grausam“, „brutal“, wobei der Junge erklärt: „Also nicht im Sinne von cool, sondern einfach brutal.“ Ein anderer sagt zu seinem Sitznachbarn: „Oha, wie viele verschiedene Wörter es für ‚schlimm‘ gibt.“ ➤

Am letzten Tag ihrer Fahrt lassen die Jugendlichen in Auschwitz-Birkenau Rosen zurück, die ihre Lehrer besorgt haben

Die Schülerinnen und Schüler umarmen die Überlebende Zdzisława Włodarczyk zum Dank für ihre Geschichte

Die Lehrerin teilt Liedzettel aus. Die „Moorsoldaten“, ein Lied, das Häftlinge während ihrer Zeit im Konzentrationslager Börgermoor geschrieben haben.

„Auf und nieder gehn die Posten, keiner, keiner kann hindurch. Flucht wird nur das Leben kosten: vierfach ist umzäumt die Burg.“

Alle sollen singen.

„Wir sind die Moorsoldaten und ziehen mit dem Spaten ins Moor.“

Sie lachen beim Wort „Spaten“, denn „Du Spaten“ heißt bei ihnen: Idiot.

Die Lehrerin teilt Rasseln, Klanghölzer, Trommeln aus. Sie rasseln sich gegenseitig ins Ohr. Die Lehrerin sagt: „Jungs! Versetzt euch doch mal in die Situation: Die Häftlinge ziehen los, es ist kalt, sie haben kaum etwas gegessen, gestern haben sie auch schon zwölf Stunden gearbeitet.“

Beim Wort „Spaten“ müssen sie wieder lachen.

Das Gedenken an die Opfer des Holocaust hat keinen Endpunkt, nur ein Ziel: erinnern. Es gibt Studien, die nahelegen, dass die deutsche Gesellschaft davon weiter entfernt ist als jemals zuvor. In einer Umfrage aus dem Jahr 2018 gaben rund 40 Prozent der deutschen Befragten zwischen 18 und 34 Jahren an, „wenig“ oder „gar nichts“ über den Holocaust zu wissen. Auch in der Jugendbegegnungsstätte spüren sie eine Veränderung. Die Mitarbeiter sagen, sie müssten heute häufiger Wörter erklären wie „Antisemitismus“ und „Deportation“. Sie fürchten sich davor, dass es eines Tages in Deutschland kein Interesse mehr an den Opfern des Nationalsozialismus geben könnte.

Wie sehr und wie oft und wie lange erinnert werden soll, darüber sind sich die Deutschen uneinig. Manche Menschen finden, es sei jetzt langsam gut mit dem Erinnern, andere fordern, die Erinnerung an die Shoah müsse für immer Staatsräson bleiben. Besuche in Gedenkstätten kann man anordnen, Gedenken nicht. Gedenken heißt immer fühlen, sonst ist es künstlich.

In der Herberge sind alle Gefühle, alle Reaktionen erlaubt. Das sind die Regeln.

Traurigsein ist erlaubt, Fröhlichsein, Tischtennisrundlauf ist erlaubt, sich im Lidl im Ort XXL-Milkatafeln und 1,5-Liter-Flaschen Energydrinks zu kaufen ist erlaubt, sich ins Ohr zu rasseln ist erlaubt, Selfies aus der Gedenkstätte bei Instagram zu posten ist erlaubt. Auch Sex ist erlaubt, in den 90er-Jahren haben sie überlegt, ob sie einen Kondomautomaten im Foyer aufstellen sollten. Sich zu betrinken und in den Innenhof zu kotzen ist erlaubt, allerdings nur für über 18-Jährige, aber nicht unbedingt erwünscht. Die Zimmerfrauen sind auch nicht sauer, wenn mal wieder ein Junge einen Penis an die Wand gemalt hat.

Nur ein Hakenkreuz, das wollen sie hier nicht sehen.

„Ich glaube, alle Kinder sind erst mal gut. Ich bewerte nicht, ob Reaktionen richtig oder falsch sind“, sagt eine der Bildungsreferentinnen. „Da drüben, das ist die Gedenkstätte, der Ort, an dem über eine Million Menschen ermordet wurden. Dort muss man sich natürlich rücksichtsvoll verhalten. Hier sind wir in einer Jugendherberge. Hier dürfen die Jugendlichen ihre Gefühle sortieren, wie sie wollen, mit den Ventilen, die sie dafür brauchen.“

Man kann in der Herberge beides finden, das Klischee und den Widerspruch, gleich am ersten Tag. Ein Junge, der vor der Fahrt ins Stammlager einen Witz macht, dass er gern die AfD wählen würde. Und das Mädchen, das danebensteht und sagt: „Spinnst du? Das ist nicht lustig, denk mal bisschen nach, bevor du sprichst.“ Man kann das Pärchen finden, das vor den Baracken knutscht. Und den Jungen, der erzählt, dass er auf dieser Fahrt natürlich nicht mit seiner Freundin schlafen werde, weil er das respektlos finde.

Johanna sitzt neben Martha auf dem Bett, die beiden teilen sich ein Zimmer, Nummer 210, ihre Hartschalenkoffer, rosa und braun, liegen auf dem Boden wie aufgeplatzt. Daneben eine Orangensaftflasche, eine Haarklammer, ein Wattepad, ein Handy, auf dem Till und Joel Fußball schauen, Schalke führt 1 : 0 gegen Mainz.

Till: „Boah, diese Fotos von den Häftlingen im Lager, das war so heftig. Da standen ja die Einlieferungs- und Todesdaten drunter. Ich habe geguckt, wie lange die gelebt haben. Aber ich habe keinen gefunden, der länger als ein Jahr geschafft hat.“

Martha: „Und, sagt ihr jetzt immer noch auf dem Schulhof zum Spaß ‚Jude‘?“

Till: „Hoffentlich nicht.“

Johanna: „Es ist schon krass, alle unsere Vorfahren hatten irgendwie damit zu tun.“

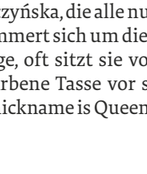
Martha: „Ja, ich find’s so wichtig, dass das nicht wieder passiert.“

Ihr Handy blinkt. 22 Uhr. Nachtruhe.

Die Jugendbegegnungsstätte liegt auf ehemaligem Lagergebiet, an einer Hauptstraße am Ufer des Flusses Soła, fünf frei stehende Häuser, drei mit Zimmern, eins mit Seminarräumen und Kickertischen, eins mit Büros. Dazwischen ein großer Garten, in dem ein Teich ruht und ein Apfelbaum wächst. 185 Gruppen, 5500 Menschen, kommen pro Jahr hierher. Die allermeisten aus Deutschland. Die allermeisten sind Jugendliche.

37 Menschen arbeiten hier. Sie sagen, sie seien wie eine Familie.

Da sind die Bildungsreferentinnen, die sich die Workshops überlegen. Manche von ihnen arbeiten am Wochenende noch als Guide in der Gedenkstätte. Da sind die Rezeptionisten, hinter ihnen Postkarten in einer Vitrine zum Verkauf, viele Grüße aus Oświęcim. Da sind die Putzdamen, deren Hände nach Zitrone und Chemie riechen, die Zimmer in fünf Minuten wischen können und die einen eigenen, weiß gefliesten



BARBARA DACZYŃSKA, geboren und aufgewachsen in Oświęcim

„VIELE GLAUBEN NICHT, DASS HIER MENSCHEN LEBEN“

Aufenthaltsraum haben, in dem sie Instantkaffee trinken und den sie den „siebten Himmel“ nennen. Da ist der Hausmeister, der das Laub aus dem Garten bläst, ein ruhiger, überlegter Mann, seit 25 Jahren hier, der schon Mädchen weinen sehen hat, die heute längst Frauen sind. Da sind die Küchendamen, ganz in Weiß bis auf die schwarzen Einweghandschuhe, die die Klöße noch selbst kneten und mit Kellen, so groß wie ein halber Handball, Bratensauce aus dem Topf schöpfen. Sie sagen: Manchmal sind jene, die beim Frühstück am lautesten gelacht haben, die, die nachmittags nichts mehr essen können.

Und da ist eine Frau mit großer Brille, Barbara Daczyńska, die alle nur Basia nennen. Sie kümmert sich um die Buchungen der Herberge, oft sitzt sie vor ihrem PC, eine pinkfarbene Tasse vor sich, auf der steht: „My nickname is Queen, but my full name is Queen Queen Queen Queen Queen“. Daczyńska öffnet eine Excel-Tabelle, Hunderte Spalten und Zeilen in Rot und Grün. Bis 2026 sind sie fast ausgebucht. 20 Anfragen kriegen sie pro Tag. Die meisten per Mail. Manchmal kommt auch ein Fax. Wirklich nur die Deutschen, sagt Daczyńska, würden noch faxen.

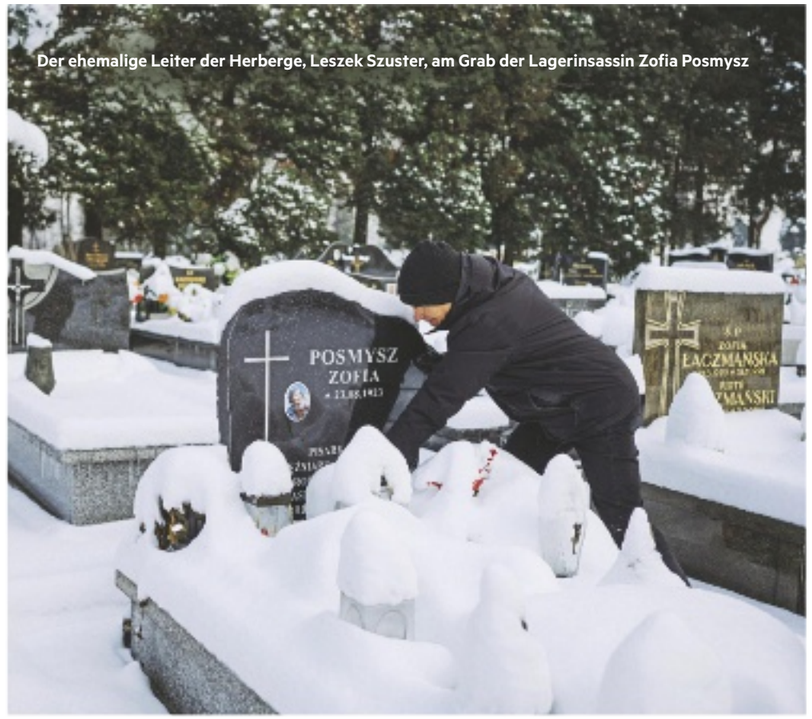
Sie ist froh, dass Menschen ihr wieder schreiben, nach freien Terminen fragen. In der Corona-Zeit reisten nur wenig Gruppen an. Die Herberge stellte auf Einzelbuchungen um. Es kamen einige. Aber die meisten wollten nicht Auschwitz besuchen, sondern Energylandia, den größten Freizeitpark Polens, nur 20 Minuten mit dem Auto entfernt. Es gibt dort ein Märchenland, eine „Adrenalin-Zone“, eine Drachenburg.

Aus einer Google-Bewertung der Jugendbegegnungsstätte: „Super Herberge, es hat sehr viel Spaß gemacht, hier zu übernachten. Kann es nur empfehlen.“ Fünf von fünf Sternen. „Ich verurteile diese Leute nicht“, sagt Daczyńska. „Sie haben schließlich mich und meine Kollegen vor der Entlassung bewahrt.“

Manche Menschen, sagt Daczyńska, wundern sich, wie man leben und arbeiten und Spaß haben kann an einem Ort wie diesem. Sie selbst stammt aus Oświęcim. Im Philosophiestudium in Lublin fragten ihre Kommilitoninnen: Was, da leben noch Menschen? Sie habe Freunde, die sagten lieber, sie kämen aus der Nähe von Krakau.

Ihr Großvater war Zwangsarbeiter unter den Nazis, er sah, wie SS-Männer Menschen totprügelten. Nach der Befreiung des Lagers am 27. Januar 1945 trug er die Zurückgelassenen durch den Schnee ins Lazarett. Mit elf Jahren habe sie zum ersten Mal zu ihrem Vater gesagt: „Ich will diesen Ort hinter den Mauern sehen.“ Der antwortete: „Das hat noch Zeit.“ Mit 16 besuchte sie das Lager mit ihrer Schulklasse. Danach, abends im Bett, versuchte sie zu schlafen. Sie hörte den Regen gegen ihr Fenster schlagen. Da habe sie gedacht: „Oh mein Gott, es regnet jetzt auch dort.“ Wo so viele schlimme Dinge passiert sind. „So nah an dem Ort, an dem ich mich immer sicher gefühlt habe“, sagt Daczyńska.

Fast alle Mitarbeiter der Herberge stammen aus Oświęcim oder leben seit Jahrzehnten hier, fast alle haben einen Opa oder eine Tante, die von den Nazis versklavt oder hingerichtet wurde. Als die Herberge gebaut wurde, in den 80er-Jahren, von Freiwilligen der Friedensbewegung, bekamen die ➤



Der ehemalige Leiter der Herberge, Leszek Szuster, am Grab der Lagerinsassin Zofia Posmysz

Auch mal Ruhe, bitte: Johanna und Martha teilen sich ein Zimmer in der Herberge

Ein Berg aus Häftlingsschuhen in der Gedenkstätte

Die Reinigungsfrauen brauchen für ein Zimmer nur wenige Minuten

Ort des Schweigens: Auschwitz-Birkenau

Einwohner der Stadt Angst. Was wollen die Deutschen hier, schon wieder?

Der Architekt des Hauses, Helmut Morlok, schrieb im Dezember 1985, nachdem er seinen Entwurf beim Trägerverein, der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, vorgestellt hatte, in sein Tagebuch: „Bei meinem Vortrag gehe ich auf die besondere Situation ein, als deutscher Architekt in Oświęcim zu bauen. Vor 40 Jahren bauten auch Deutsche an diesem Ort, der damals Auschwitz hieß. Krematorien, Baracken, Eisenbahngleise, Rampen, Elektrozäune – Einrichtungen zur Beherrschung, zur Vernichtung, zur Tötung von Menschen. Wir wollten für das Leben bauen."

Nach ihrer Eröffnung wurde die Herberge schnell zu einer Exklave des Kapitalismus mitten im Kommunismus. Hier gab es Orangen, Zahnpasta, ausreichend Toilettenpapier. Wer hier einen Job bekam, sagt eine der Putzfrauen, wurde beneidet.

Heute arbeitet nur noch eine Deutsche in der Jugendbegegnungsstätte, Judith Hoehne-Krawczyk, eine kleine Frau mit braunem Haar. Sie kümmert sich um die Jugendlichen und darum, wie sie verstehen können, was hier passiert ist.

Blickt sie anders auf diesen Ort, als ihre polnischen Kolleginnen es tun? Hoehne-Krawczyk überlegt und sagt dann: „Ich bin die Deutsche. In der Siedlung, in der ich wohne, für die Menschen, mit denen ich hier spreche. Das ist gar nicht feindselig gemeint von denen. Aber es ist etwas Besonderes, wenn man sich als Deutsche entscheidet, nach Oświęcim zu ziehen. Das passiert nicht so oft." Hoehne-Krawczyk kam 2011, Polen gefiel ihr, sie hatte bereits ein Auslandssemester in Warschau gemacht, eigentlich sollte es in der Herberge nur eine Hospitanz werden. Ihre Mutter sagte noch: Verlieb dich bloß nicht! Damals hatte Hoehne-Krawczyk noch keinen Doppelnamen.

Ihr Mann, ein Ingenieur, arbeitet bei MAN. Als sie für das erste gemeinsame

JUDITH HOEHNE-KRAWCZYK
Mitarbeiterin der Bildungs- und Programmabteilung der Jugendbegegnungsstätte

„ICH KANN NICHT JEDEN TAG WEINEN"

Weihnachtsfest mit ihm zu ihren Eltern fuhr, nach Landsberg am Lech, holte ihr Vater plötzlich, als fühlte er sich dazu verpflichtet, eine Box hervor, darin das NSDAP-Parteibuch, die Ahnentafel, die goldene Ehrennadel des Großvaters, der während der NS-Zeit Lokführer gewesen war. Was für Transporte er fuhr, sagt Hoehne-Krawczyk heute, da könne sie nur spekulieren.

Wie ist es, mit dieser Familiengeschichte hier zu arbeiten? „Furchtbar", sagt sie, „und ich erkenne diese Furchtbarkeit an. Aber ich kann nicht jeden Tag auf der Arbeit weinen." Wenn sie Gruppen durch die Gedenkstätte führt, dann geht sie nicht in die Gaskammern, das Gefühl sei zu bedrückend, selbst nach all den Jahren. Sie sagt dann zu den Jugendlichen: „Wir sehen uns auf der anderen Seite."

Es ist Winter geworden, Oświęcim riecht nach Schnee. Auf dem Marktplatz, der unter den Nazis „Adolf-Hitler-Platz" hieß, steht eine künstliche Rodelbahn. Ein paar Kilometer entfernt parkt ein großer Mann mit eisblauen Augen seinen Wagen am Friedhof der Stadt. Er stapft vorbei an Kiefern, hin zu einem Grab, so frisch, dass es noch ohne Todesdatum ist. Der Mann wischt über den Stein, und liest die Inschrift vor: Zofia Posmysz, Schriftstellerin, ehemaliger Häftling, Ehrenbürgerin der Stadt Oświęcim.

„Ich vermisse sie sehr", sagt der Mann und faltet die Hände vor dem Bauch. Er kommt zweimal die Woche her, sein Name ist Leszek Szuster. Er leitete die Jugendbegegnungsstätte über 26 Jahre lang, ehe er im September an eine jüngere Kollegin übergab.

Szuster hat in seinem Leben viele bekannte Menschen getroffen, den Bundespräsidenten Horst Köhler, den Außenminister Guido Westerwelle, aber niemand habe ihn so geprägt, so bewegt wie die Auschwitz-Überlebende Zofia Posmysz. Posmysz, mit der er jeden Abend telefonierte, um 22 Uhr, mindestens eine Stunde lang. Der er Pflegerinnen suchte, als sie krank wurde, vor drei Jahren. Die er aus Warschau nach Oświęcim holte, samt ihren Gemälden, ins Zimmer eines Hospizes, an dessen Bett er ihr jeden Tag vorlas, bis sie starb, am 8. August 2022.

Manche sagen, Szuster, der Direktor, der Herbergsvater, habe sich um die Auschwitz-Überlebende Posmysz gekümmert wie ein Sohn um seine Mutter. Posmysz hat einmal gesagt: „Auschwitz hat mir die schönsten Jahre meiner Jugend genommen, aber die Jugendbegegnungsstätte gibt mir das Doppelte zurück."

Die Jugendbegegnungsstätte heißt so, weil hier junge Menschen den Überlebenden begegnen sollen. So zumindest hat Szuster das Konzept verstanden. In einem Büro der Herberge hängt noch ein gelber Klebezettel, der davon erzählt, wie viele Zeitzeugen einst in das Haus kamen, um zu berichten: Oktober 2011 steht darauf, darunter zehn Termine, in nur einem Monat. Früher, sagt eine Mitarbeiterin, konnten sich die Gruppen aussuchen, welchen Überlebenden sie treffen wollten.

Da war Herr Smoleń, der vor jedem Gespräch rauchte, aus Angst, was die Jugendlichen fragen würde. Da war Herr Brasse, der immer lächelnd kam und sagte: „Wie schön, dass Sie mich angerufen haben." Da war Herr Mandelbaum, der einst im Sonderkommando die Leichen zu den Krematorien ziehen musste, der den Frauen in der Jugendbegegnungsstätte zum Weltfrauentag Rosen vorbeibrachte. Alle drei sind nun tot.

Für Historiker sind Zeitzeugen die schwächste Quelle. Erinnerungen sind flüchtig, sie können sich mit den Jahren verfälschen. Für die Gedenkarbeit sind sie die wichtigste. „Diese Menschen und ihre Lebensgeschichten sind der Schlüssel zu den Herzen der Jugendlichen", sagt Szuster.

Doch die Zeit holt sich die Zeugen. Heute, nach dem Tod von Posmysz, gibt es nur noch zwei Überlebende, mit denen die Herberge zusammenarbeitet. Die eine heißt Anna Szałaśna, 96 Jahre alt, man hört, ihr gehe es nicht gut. Vielleicht, sagen sie in der Herberge, sei ihr Besuch im Oktober der letzte gewesen.

Die andere ist Zdzisława Włodarczyk, die alte Dame im blauen Mantel, die an dem Novembermorgen vor Till und Martha und Joel und Johanna ihre Geschichte erzählt.

Joel fragt: „Gab es eine Situation, in der Sie dachten, dass Sie sterben könnten?"

Zdzisława Włodarczyk sagt: „Ja, jeden Tag, zu jeder Zeit."

Ein Mädchen fragt: „Wie lange hat es gedauert, bis Sie das alles verarbeitet haben?"

Zdzisława Włodarczyk sagt: „Man kann so etwas nicht verarbeiten."

Ein anderes Mädchen fragt: „Darf ich Sie in den Arm nehmen?"

Zdzisława Włodarczyk sagt: „Natürlich."

Stühle kratzen über Fliesen, plötzlich stehen fast alle Jugendlichen auf, sie stellen sich in eine Schlange, fast jeder von ihnen will Zdzisława Włodarczyk umarmen. Johanna sagt zu ihr: „Sie sind so

LESZEK SZUSTER
ehemaliger Direktor

„DIE ÜBERLEBENDEN SIND UNERSETZLICH"

eine starke Frau, Sie können stolz auf sich sein."

Ein paar Minuten später, im Garten der Herberge, sagt Włodarczyk, in all den Jahren, in denen sie diese Gespräche macht, sei ihr das noch nie passiert. Sie lächelt.

In der Herberge wissen sie, dass auch Włodarczyk nicht ewig zu ihnen kommen wird. Ein paar Jahre noch, hoffentlich. Sie wissen, dass Zeitzeugen unersetzlich sind. Sie haben Videointerviews mit ihnen gesammelt, Tagebücher, Biografien. Sie lagern sie in einem kleinen Archiv. Schon jetzt versuchen sie, den Jugendlichen die Schicksale auch so zu erzählen. Sie wissen noch nicht, ob das reicht.

„Auschwitz gehört nicht mehr zur Lebensgeschichte der jungen Menschen", sagt eine der Bildungsmitarbeiterinnen. „Mit wem sollen sie darüber reden? Ihre Eltern reden nicht darüber, die Zeitzeugen sind bald alle tot. Das macht mir Angst und tut mir weh."

Am letzten Tag ihres Besuchs wollen Martha, Till, Joel und Johanna und die anderen noch einmal nach Birkenau. Der Reisebus schiebt sich vorbei an alten, grauen Plattenbauten, aus einer Bluetooth-Box schallt „Griechischer Wein", sie singen laut mit, reichen sich eine Tüte von Sitz zu Sitz, darin Kartoffelchips in Form von Gespenstern, sie heißen „Monster Munch".

Der Bus stoppt, vom Parkplatz aus sieht man schon das Torhaus.

Die Lehrerinnen verteilen Rosen. Till und Joel nehmen weiße, Martha und Johanna rosafarbene. Sie riechen daran. Martha sagt: „Riecht wie im Blumenladen."

Sie laufen über gefrorene Wiesen, hin zu einem Waggon. Ein Mädchen klemmt eine rosa Rose zwischen die Holzbalken. Sie sagt: „Sieht doch geil aus."

Man kann schwer sagen, was von dieser Reise in ihren Köpfen bleiben wird. Die Erinnerung, im Stammlager vor einer schwarzen Wand zu stehen, während eine Mitarbeiterin der Gedenkstätte sagt: „Hier wurden Zehntausende Juden erschossen"?

Die Worte der Überlebenden Włodarczyk, die sagt: „Ich bin eine Warnung für euch. Ich will nicht, dass ihr, dass eure Kinder je wieder das erleben müsst, was ich erlebt habe."

Der Sieg beim Tischtennisrundlauf?

Die Lehrerin sagt, bitte mal zuhören, Martha wollte noch etwas sagen. Martha sagt: „Ich glaube, wir haben diese Woche alle gelernt, wie schlimm das Leben im Nationalsozialismus war, und um mit der Woche abzuschließen, schlage ich vor, dass wir jetzt eine gemeinsame Schweigeminute einlegen."

Sie schweigen. Keine Minute. Aber 20 Sekunden bestimmt. ✖

Jonah Lemm und Fotografin **Aliona Kardash** besuchten die Jugendbegegnungsstätte zweimal. Was sie sehr beeindruckte: dass die Mitarbeiter dort nur wenige Tage nach Kriegsausbruch 160 Ukrainerinnen aufnahmen